

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 287. Bromberg, den 15. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(13. Fortsetzung.)

Wir werden die Zeit noch ein wenig weiterdrehen. Jetzt ist Dezember. Das hat geschneit und geschneit. Der Sturm heulte, im Sturm kamen die Flocken. Das schneite Tag und Nacht, Tag und Nacht, das wirbelte und tobte und brüllte. Aber dann, eines Morgens, war die große Stille gekommen. Der Sturm ging nicht mehr. Keine Schneeflocke fiel. Die Nehrung, Dorf, Wald und Düne waren tief, tief verschneit. Und über allem, in dieser großen Stille, war das ungeheure, riesige, herrliche Leuchten.

Heut ist nun Weihnachten.

„Wir werden diesmal stille Weihnachten feiern..." hat die Mutter gesagt, „ohne Baum, Dowchen, das wird wohl auch dir recht sein . . ."

„Ich habe schon ein Bäumchen aus dem Walde geholt..", gibt der Dow zurück, dreht den Kopf zur Seite, daß ihm die Mutter nicht in die Augen sehen kann, und hält die kaltgefrorenen Finger über die flackernde Flamme des Herdes.

„Du willst einen Lichterbaum...?" fragt die Mutter erstaunt; denn man brennt doch keinen Baum an in dem Jahr, in dem ein... Toter im Haus ist.

„Ja, und . . ." Der Junge hält die Hände über das Feuer und sieht in die Flamme: „Ich hab' schon ein paar Lichte geholt, wenn du mir jetzt erlaubst, Mutterchen, werd' ich den Baum schmücken . . ."

„Jaja, Dowchen . . . jaja . . ."

Was ist mit dem Jungen...? Das scheint doch fast so, als hätte er heute den Vater vergessen... Ganz gut so, soll er sich freuen, heute, vergessen . . .

Der Dow aber ist aus der Türe, kommt wieder mit einem kleinen Baum. Den schleppt er herein, fährt mit ihm durch die Küche, daß der Schnee aus seinen Ästen stiebt, nach der guten Stube. Da soll er stehen. Er stellt ihn auf, nun beginnt er ihn auszuputzen. Ein paar bunte Kugeln hängt er in seine Äste. Nun kommen die Lichtchen dran. Er putzt, er putzt . . . der ist mal in Eifer geraten... die Mutter sieht durch die offene Türe nach ihm, wie er da so bei der Arbeit ist.

Wie der Junge dem Vater gleicht, ganz dem Vater! Die Nase, das Haar, die ganze Haltung. Wie er den Kopf auf die Seite hält! Die ganze Art, diese Geschäftigkeit, wie der Vater, nur alles stiller, nur alles zarter, das aber hat er von ihr, von der Mutter. Wo magst du heute, Christup nur sein...? Aber wie der Junge eifrig ist! Nun hat er doch, das ist nun wirklich so, und auch gut so für ihn, den Vater vergessen. Der bunte Lichterbaum ist doch stärker gewesen. Das tut mir weh für dich, Christup, daß der Dow dich vergessen hat, denkt die Marucke, aber es ist doch auch gut so. Denn er ist ganz verhärmt. Sieh ihn doch einer an. Er ist nur noch wie ein Schatten.

Sie haben sich die kleinen Geschenke gemacht, was soll man sich groß schenken, wer hat Sinn dazu? Der Lichterbaum hat gebrannt, die Mutter hat geweint: Das ist mal ein trauriger Weihnachtsabend für uns alle. Warum, warum hast du uns das getan, Christup...?

Der Junge aber hat still am Baum gestanden, hat in die Lichte gesehen, hat kein Wort gesprochen. Nicht gefragt nach dem Vater, nichts, nichts, nicht einmal gesagt, was man doch sagt, was er doch hätte tun können: Wo mag nun heute der Vater sein . . .? Dann ist er müde gewesen und hat gesagt: „Mutter, nun geh' ich ins Bett." „So früh schon?" hat sich die Mutter gewundert. „Ja, ich bin müde. Ich weiß gar nicht, warum." Er hat zur Erde gesehen: „Und du wirst heute auch müde sein, Mutterchen . . ."

Ja, ja, Dowchen, hast eigentlich recht. Man ist auch müde vom vielen Tun und Laufen und vom Beschicken. Wir werden auch bald zu Bett gehen, was soll man herumsitzen mit seinen trüben Gedanken.

So ist es denn auf diese Art früh still geworden an diesem Heiligen Abend im Hause des Fischers Peleikis. Der Mik und der Hann sind auch in die Kammer gegangen. Das Haus ist still, und nun kommt die Nacht.

Die Nacht kommt. Die Nacht ist still. Alles still im Haus, die Marucke liegt im Bett und kann nicht schlafen, denn die Erinnerungen kommen und wollen nicht gehen. Warum hast du uns, Christup, das getan . . .?

Was — ist — das —?

Die Marucke richtet sich etwas im Bett auf. Das sind doch, das ist doch wie Schritte. Nebenan, aus dem Zimmer, ganz leichte Schritte... Das kann doch nur der Dow sein, was kann das sein? Was macht der Dow jetzt da? Jetzt ist er doch am Fenster, man hört die Krampe gehen . . .

Was macht er da, und was macht er jetzt? Das ist doch wie Licht, das durchs Schlüsselloch kommt, das wird immer heller. Das ist doch, als wenn der Dow... Der steckt ja den Baum an. Was macht bloß der Junge...?

Sie lauscht noch. Jetzt ist es still. Nur das Licht brennt, sie sieht das Flackern. Das sind doch die Kerzen. Sie steht leise auf, ganz leise, geht an die Türe und öffnet sie ganz behutsam. Da will ihr vor Jammer fast das Herz stehen bleiben.

Der Dow hat weit das Fenster geöffnet. Der Dow hat den Baum angezündet und hat ihn vors offne Fenster gestellt. Da leuchtet er nun in die Nacht, übers Haff.

Und der Dow steht dabei, im Hemde, wie er aus dem Bett kommt, und hat die Hände gefaltet und sagt halblaut, damit es die Mutter nicht hört, damit es sie nicht aufwecken kann: „So, und nun sollst du auch dein Weihnachten haben, Vater. Siehst du den Baum? Wir grüßen dich, auch die Mutter läßt grüßen. Und komm bald... ich warte auf dich. Ich warte auf dich . . . aber ich bin schon so müde, ich kann nun bald nicht mehr länger warten..."

Die Mutter steht in der Türe, muß die Zähne zusammenpressen, sonst schluchzt sie auf. Der Dow hantiert am Bäumchen herum, putzt an den Lichtern: „Gefällt dir das Bäumchen, Vater? Ich bin lange herumgelaufen. Ich hab'

dir das beste gesucht. Siehst du, wer weiß, ob du heute ein Bäumchen hast. Nun aber hast du auch dein Weihnachten, Vater . . ."

Der Junge steht da, wie er aus dem Bett kam. Die Mutter sieht unter dem dünnen Hemde den von Kummer verhärmten Körper des Jungen. Der Dow reckt sich, beugt sich dichter zum Fenster. Er sieht zum Vater. Er spricht zum Vater, er murmelt, die Mutter kann nicht verstehen, was er halblaut dem Vater erzählt, mit ihm spricht. Die Nacht ist weiß, und die Sterne glänzen, und das große Gefunkel der Ewigkeit liegt prächtig über dem dunklen Haff. Der Junge spricht mit dem Vater, er wird ganz fröhlich: „Und nun freue ich mich, daß du deinen Lichterbaum hast . . ."

Das muß dir, Christup, Mann, doch ins Herz brennen, über alle Weiten, so weit du auch bist. Wo du auch bist, diesen Lichterbaum mußt du in deinem Herzen brennen fühlen . . .

Sie will zu dem Jungen treten, der holt sich sonst noch den Tod, wie er so bloß dasteht. Doch da beginnt der schon, die einzelnen Lichte auszulöschen. Da geht die Marucke, dann soll er nicht wissen, daß einer seine Feier bemerkt hat, da geht sie wieder behutsam, und schließt die Türe, in ihr Zimmer zurück.

Das tobt in ihr. Sie schluchzt in ihr Bett, leise, leise, daß es nur der Junge nicht hört . . . Was hast du getan, Christup, was hast du getan . . .?

Nicht mir.

Nur dem Jungen, dem Jungen . . .

*

Die Nehrung ist weiß, verschneit und verzaubert. Das Haff ist geronnen, glasig, vereist. Die Eisfischerei hat begonnen. Mit Pferden und Schlitten und Netzen ziehen täglich die Fischer aus, weit über das Eis. Sie schlagen Löcher, das ist mal ein Frost in diesem Jahr, das hat eine Decke gegeben. Sie versenken die Netze und ziehen sie wieder mit Winden an, alles Mannsvolk ist jetzt draußen. Früher, da war auch immer der David dabei. Denn der Fischer, der Vater, hatte ihn mitgenommen.

Jetzt ist unser Schlitten wohl auch draußen, aber was soll ich, der Dow, mit? Der Vater ist nicht da, da fehlt bei allem das Beste. Mit dem roten Hann soll er auf die Eisfischerei gehen? Mit dem roten Hann, mit dem steht er gar nicht gut. Er weiß gar nicht, warum, aber den kann er gar nicht besehen. Der ganze Mensch ist ihm widerwärtig. Der Hann, der hat so eine Art. Erst war er ganz still im Hause, und sagte nicht muck und schlich nur so herum wie einer aus dem frommen Sektiererverein. Aber jetzt hat er so eine Art bekommen, bei der Fischerei, beim Netzeflicken, im Boot und zum Mik. So als wenn er hier schon der Herr wäre, als hätte er in allem nur ganz allein zu sagen. Der Mik, denkt der Dow, ist ja nun schon alt und müde. Was wird sich der erst noch groß herumzanken. Aber er versteht die Mutter nicht. Die Mutter könnte dem Hann mal eine härtere Antwort geben.

Nein, was soll der Dow da, mit dem Hann zusammen, auf der Eisfischerei? Er hat auch was andres zu tun. Wenn er aus der Schule kommt, muß er schnell lernen, was da zu lernen ist. Bißchen zu rechnen und zu schreiben, das geht bei ihm flink. Dann aber muß er doch auf die Düne. Oder er läuft auch mal zum Leuchtturmwärter, erzählt sich was mit dem. Nun, und bei solchem Besuch geht er dann auch auf die Turmgalerie.

Das sieht jetzt von da oben alles ganz herrlich aus. Der verschneite Wald und die Düne, die blitzende Düne, und dann sieht er auch weit, weit über die See. Kommt kein Schiff . . .?

Die Zeit vergeht. Jetzt ist noch Eis und Frost. Dann aber kommt der Tauwind, das schießt in den Nächten, das Eis bricht, das kracht wie Donner über das Haff. Jetzt ist Schaktarp, da ist das Eis nicht Eis und nicht Wasser. Das ist schlimme Zeit für die Fischer; denn das Eis trägt sie nicht, und mit den Kähnen können sie auch nichts machen. Da muß man Vorrat geschafft haben, was auf die hohe Kante gelegt haben für diese Zeit.

Die Sonne steigt höher und höher. Der Wind pfeift. Es ist ein lauer Wind. Nun tropft es und blitzt es aus den Wasserspeiern am Kirchlein. Die Sonne geht höher und höher. Nun reckt auch die Hochdüne wieder ihren gelben und sauberen Rücken aus einem schmutzigen, zerrinnenden Schnee. Sie sonnt sich. Sie läßt sich ihr gelbes Löwenfell trocknen.

Die Sonne steigt höher und höher. Immer mächtiger wird der Bogen, der Weg, den sie über der Nehrung macht. Das Haff ist wieder blau, die Kähne kommen ins Wasser. Nun können sie wieder alle mit dem Fischfang beginnen. Ist ja ganz gut mit dem Fang auf dem Eis. Aber das Wasserchen, das alte, das blaue Wasserchen ist doch besser. Die gelbe Düne ist wieder ganz trocken. Groß liegt sie da und gewaltig und hat ihr Dampfen begonnen. Die Häuser mit ihren blauen Fensterladen funkeln wieder im Frühlingslicht, und an den Booten, auf den Masten, drehen sich die Wimpel . . .

„Kehr wieder!" steht in meinem Wimpel. Kehr wieder, nun ist es wieder schön hier, nun ist es Zeit. Sieh, nun ist alles bereit.

Jetzt kommt auch aus Cranzbeek bald das erste Schiff . . . Das wäre . . . sein Herz will stillstehen, wenn der Dow nur daran denkt . . . Das wäre, wenn das . . . den Vater . . . brächte . . .

*

Das ist eines Nachmittags, der Dow kommt von der Düne gegangen. Er geht durchs Dorf, die sandige Straße. Die ist aber mal schon eingebrannt von der Sonne, der ist mal schon heiß, der Sand. Er spürt das wohlig an seinen nackten Füßen. Er geht den kleinen Weg zum Haus rauf, reckt den Hals nach dem Boot. Unten im Boot ist der Mik. Er sieht seinen Strohhut, wie der hinter dem Staket auf und ab taucht. Der Mik schöpft den Kahn aus. Er hört das dumpfe Schurren der Pütz und das breite Klatschen des Wassers.

Und wo ist wieder der Hann? Der Hann hat wohl nicht mehr nötig, dem Mik bei seiner Arbeit zu helfen. Sondern der wird nur großbraschiger jeden Tag. Der Mik kann schon alles allein machen. Dem Herrn Hann paßt das schon alles nicht mehr.

Wie der Herr, genau so, spielt er sich auf. Der Dow tritt ins Haus. Ja, der Hann hat ganz vergessen, als was er ins Haus gekommen ist. Aber das geht so nicht mehr, da muß ich doch einmal mit der Mutter sprechen. Der Dow ist im Flur, die Türe der Küche steht auf. Da hört er den Hann aus der Küche lachen. Zu wem lacht er da so? Das kann doch nur die Mutter sein . . .?

Er steht auf der Schwelle. Was ist das? Da am Herd ist die Mutter, neben ihr ist der Hann. Der muß ihr mal was sehr Lustiges erzählt haben. Denn er lacht, lacht. Was hat der hier groß zu lachen? Der soll zum Boot und dem Mik helfen. Der hält die Mutter doch bloß in der Arbeit auf.

Er steht auf der Schwelle. Er ist leise auf nackten Sohlen gekommen. Die beiden ahnen nicht, wer in die Stube gekommen ist.

Und — was — ist — das —? Jetzt faßt der Hann nach der Hand der Mutter. Na, die wird ihm jetzt eine Antwort geben, was nimmt sich der Hann auch raus! Aber was ist das . . .? Die Mutter läßt dem Hann die Hand. Sie macht wohl so, tut wohl so, aber sie läßt ihm die Hand . . .

Vater . . .! Der Dow steht auf der Schwelle, was soll ich wohl tun? Ich bin gekommen, mit der Mutter zu reden, wegen dem Hann. Nun ist das zu spät, ich seh' das . . . Ich bin ganz müde, müde geworden . . .

Der Dow sieht . . . So hat manchmal der Vater neben der Mutter gestanden, der Vater, der herrliche Vater. Und nun steht der da, neben der Mutter, und sie jagt ihn nicht fort, wie einen räudigen Hund. Die Augen des Dow sind aufgerissen. Sein Herz tut ihm weh. Er ist müde. Der Vater ist fort. Nun weiß ich, nun bin ich ganz allein auf der Welt.

Vater, was machen sie nur mit dir? Jetzt ist Zeit, daß du nach Hause kommst. Sie nehmen dir schon alles, was dir gehört. Der Hann wagt, nach der Hand der Mutter zu fassen, der Knecht, der Knecht, die Mutter jagt ihn nicht fort. Vater, nun mußt du nach Hause kommen.

„Mutter . . .!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Wölfe und ein Mädchen.

Skizze von Otto Boris.

Es war um die Zeit, da die letzten Langholzfuhren aus dem Walde kamen. Die kleinen Glöckchen bimmelten spärlich. Dampf ging vor den Pferden her. Die Schlittenbahn stand, und noch immer fielen schwere, weiße Flocken. Sie legten sich auf die langen Winterhaare der struppigen Tiere und deckten die Pelze und Mützen der Männer. Die saßen oben auf den Stämmen und froren. Dunrey, dem die drei Gespanne gehörten, schritt rüstig nebenher durch den tiefen Schnee, obwohl er an die Siebzig zählte. Er war der Meinung, stockendes Blut kühle sich zu schnell ab.

Zusehends sank die Dämmerung. Der vorderste Fuhrmann hängte eine Laterne an die Deichsel. „Johann“, rief der Alte dem Gespannknecht zu, „mach dich nicht so krumm! Gleich sind wir im Waldkater, da gibt's Grog.“

In der einsamen Waldschänke saß der Förster Wolters bei dem wärmenden Getränk. Der Wirt machte den Trunk mit. Außerdem war noch ein Fremder da, der Masuren durchwanderte. Man sprach von den Wolfsrudeln, die sich jetzt in Polen zeigten, und warf die Frage auf, wieviel Überläufer sich in diesem Winter wohl in Ostpreußen sehen lassen würden.

„Der heutige Tag ist so etwas für diese Ströver“, begann der Förster. „Wenn der Himmel schwer hängt wie mit Pelz verhüllt, wenn die Wildfährten der Wolfsnase noch lesbar sind, in die eigene aber bald der Schnee fallen wird, der sie auslöscht, zieht er mit tiefem Fang den Rehrudeln nach.“

Der Fremde sah nach der linken Hand des Forstmannes. Sie war verkrüppelt. Die zwei letzten Finger fehlten, und der Handrücken zeigte die Flickarbeit des Chirurgen. Wolters lachte auf: „Ja, die kann ein Stückchen erzählen. War mal ganz, gehörte einem jungen Kerl, der ab und an in den Krug ging und über den Grog weg nach der hübschen Anna schielte. Das wurde häufiger, je mehr der Dunek, der verdammte Kerl, sich in die andere Ecke der Gaststube setzte, den Schnurrbart drehte und den Knebelbart strich.“

„Mit den Margellens kramen Sie heute noch ganz gern“, neckte der Wirt.

Wolters winkte ab: „Die Anna ist meine Frau geworden. Nun ist sie tot.“

„Und da kamen denn die Wölfe in das Idyll?“ fragte der fremde Wanderer.

„Einer war's“, fuhr Wolters fort, „so glaubten wenigstens die Grünröcke. Er richtete viel Schaden an. Die Jägergilde war hinter jedem gerissenen Stück wie die Krähen her. So'n Überläufer merkt's bald, daß man ihm nachstellt, denn in der fremden Gegend muß er mehr aufpassen als daheim. Er riß also, schlug sich voll und ließ sich an der Stelle nicht mehr sehen. Tag und Nacht klingelten die Fernsprecher in den Förstereien. Man nannte ihn nur noch den „Grauen“. Es fiel auf, mit welcher Geschwindigkeit er zog; daß zwei da waren, die noch obendrein ein Asyl hatten, darauf kam keiner. Auch bei der Anna wurde viel von dem „Grauen“ gesprochen. Der Dunek prahlte, er habe ihn in der Tasche. Dieser Mann hatte seine eigene Jagd, und das Gerücht bezeichnete ihn als den gefährlichsten Wilderer weit und breit. Die Anna aber machte manchmal — selbstverständlich nur mir gegenüber — eine Bemerkung, als beneide sie den Kerl um seinen Ruhm. Ich paßte nun nicht nur auf den Wolf, sondern mehr noch auf den Wilderer auf. Die Spannung stieg. Sein Nicker saß ebenso lose wie mein Hirschfänger. Er war still, sprach nicht viel, so sehr ich auch mit Patronenhülsen, frischen Fährten, Zuchthaus und ähnlichen Dingen spitzte. Er saß wie eine Eule am Tage, ließ seine Augen wandern, trank und grinste in sich hinein. Annas Vater zitterten die Knie, wenn wir beide zusammentrafen.

Da kam jener verhängnisvolle Abend. Es schummerte. Ich hatte mein Mädel umgefaßt, als die Tür aufging und Dunek erschien. Er hängte einen langen Schafspelz an den Haken, seine Büchse daneben, warf uns beiden einen Blick zu, der nach Feuer und Schwefel schmeckte, und verlangte Grog. Dann fing er an zu reden: „Heute habe ich den Wolf sicher! Seit Wochen frißt er ungestört an dem toten Gaul. Will ihn jetzt holen. Hat mir Spaß gemacht, wie er die Grünen an der Nase herumgezogen hat. Man muß richtig im Schafsfell ansitzen. Dazu aber haben die Kerle keinen Mut.“

„Feigheit, was?“ brausten meine vierundzwanzig Jahre auf. „Fang nur an, du Schuft!“

Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Vielmehr hetzte er mich immer mehr in den Gedanken hinein, im Schafspelz anzusitzen. Und Anna ahnte nichts. Sie gönnte mir den Triumph.

Der Fremde lächelte ungläubig: „Lassen Sie mal gut sein, auf den Schafspelz kriecht kein Wolf der Neuzeit mehr.“

Der Förster schlug mit der Faust auf den Tisch: „Und doch kroch er, und zwar nicht dem Dunek, aber mir. Der brachte mich selbst an den Kadaver, verblendete meine Füße, die Hände, das Gesicht und das Gewehr mit frischen Fellen so genau, daß kein Lüftchen von meiner eigenen Witterung herauskonnte, und ging. Ich lag und lauschte. Zwischen den hohen Tannen war's still wie in einer Stube. Man hörte das Fallen eines Ästchens, das leise Knistern, wenn der Frost anzog. Dann kam der Mond und zeichnete lange, blaue Schatten auf den Schnee. Der Kadaver stank feierlich. Und jetzt ging's tapp, tapp, hinter meinem Rücken. Mir schlug vor Freude das Herz an die Rippen. Er kam. Stille. Wieder das Tappen, nun etwas näher, fast dicht hinter mir. Da, was sollte das heißen?! Vor mir unter den dunklen Tannen regte sich's auch. Zwei Wölfe? Mehrere? — Dann war ich verloren, denn zu zweien haben sie Mut genug zum Angriff auf einen Menschen. Vorsichtig tastete ich nach der Flinte. Ich kriegte die Felle nicht runter, sie waren steif gefroren. Mir sträubten sich die Haare, denn auch die Beine waren unbeweglich geworden. Rasch sich herauswickeln! Da, Knurren über mir. Nun brüllte ich vor Entsetzen los, daß es weit durch den Wald klang, denn ein Griff hatte mich ins Genick gefaßt. Ein Rachen schnappte nach meinem Gesicht. Ich stieß die linke Hand hinein. Der Pelzhandschuh hielt dem furchtbaren Gebiß nicht stand. Die Knochen splitterten. Der Griff im Nacken wurde fester. Mir vergingen die Sinne.

Als ich zu mir kam, stand Dunek neben mir. Ein paar Schritte weiter lag ein toter Wolf und in den Tannen der zweite. Es roch nach Pulver und Blut . . .“

Der Weidmann trank in einem Zuge das Glas leer. Draußen hielten Schlitten. Männer trampelten sich im Flur den Schnee von den Füßen. Vermummt wie Waldschrate standen sie dann an der Theke, und der Wirt schenkte ihnen ein.

Inzwischen erzählte Wolters weiter: „Nachdem Dunek mich vermummt hatte, war er in den Krug gegangen. Dort erzählte er meinem Mädel, daß nicht einer, sondern zwei Wölfe zum Kadaver kommen und mich angreifen würden. Es muß die arme Anna viel gekostet haben, den Kerl zu bewegen, mir beizuspringen.“

Der alte Dunrey an der Theke horchte auf. Er trat auf den Förster zu und sagte: „Die Geschichte kenne ich auch. Ich hieß früher einmal Dunek. Meinen jetzigen altpreußischen Namen, den meine Vorfahren trugen, habe ich mir später wiedergeben lassen. Ich dachte damals, der Preis sei nicht zu hoch, wenn man ein Mädel gegen zwei Wölfe eintauschen könne, als ich ihr klar machte, daß Sie, Herr Förster, ohne meine Hilfe verloren wären.“

Der Förster sah den Mann starr an, als sähe er ein Gespenst: „Davon weiß ich nichts . . .“ stammelte er.

Dunrey aber fuhr fort: „Anna blieb standhaft. Mein Gewissen meldete sich. Dann machte ich, daß ich auf den Köderplatz kam. Ich hatte geglaubt, die Wölfe lägen schon. Der Schreck war nicht gering, als ich einsehen mußte, meine Lügen waren beinahe furchtbare Wahrheit geworden. Sie kamen dann mit hohem Fieber ins Krankenhaus. Ich besuchte Anna und den Krug nicht mehr. Als Sie mit der verkrüppelten Hand heimkamen, hielt ich's nicht länger aus. Ich verkaufte mein Grundstück und zog hierher. Ein Zufall brachte Sie mir nach.“

Der Förster starrte finster vor sich hin.

Dunrey erhob sich und schritt schwer zur Tür hinaus.

Mormon will die Welt erobern.

Der Engel mit den goldenen Tafeln. — Die Heiligen vom Salzsee. — Die Sache mit der Vielweiberei. — 100 000 Pfund und 2000 Gesandte. — Frühjahr 1934 geht es los!

Von Rudolf W. Schillings.

Europa kann sich auf etwas gefaßt machen. Im nächsten Frühjahr wird es von den Mormonen erobert werden. So und nicht anders ist es im hohen Rat der „Latter Day Saints", der „Heiligen der letzten Tage", wie sich die Mormonen selber nennen, beschlossen worden.

Mormonen — —? Man erinnert sich. Sind das nicht die Leute mit den vielen Frauen? Und die wollen Europa — — —? Ja, sie wollen!

Um es vorweg zu nehmen: Mit der Vielweiberei ist es nicht mehr so schlimm. Diese Sitte haben die Mormonen, die hauptsächlich im Staate Utah der Vereinigten Staaten von Amerika am Großen Salzsee hausen, sich schon seit 1890 abgewöhnen müssen, da die Bundesregierung nicht mitmachen wollte. Die strenggläubigen Mormonen behelfen sich seitdem mit der Notmaßnahme, daß sie sich bereits verstorbene Frauen antrauen lassen, um dann wenigstens im Jenseits, wo Washington nichts mehr zu befehlen hat, ihren ausreichenden Harem vorfinden zu können.

Aber das ist auch nicht der Kernpunkt der Sache. Wenn die Mormonen jetzt zum Sturm auf Europa rüsten, so gedenken sie damit nur ein vor rund hundert Jahren ausgesprochenes Wort des Gründers ihrer Sekte, eines Herrn John Smith, in die Tat umzusetzen, der behauptet hatte, seine Religion werde einst die Welt erobern.

Besagter John Smith, 1805 in Sharon geboren, legte, als er knapp 25 Jahre alt geworden war, ein sehr nachdenkliches Wesen an den Tag, und die Gründe zu dieser Versonnenheit sollte die staunende Mitwelt bald genug erfahren. Hohen Besuch hätte er gehabt, so erzählte er. Zwei Engel seien zu ihm gekommen mit zwei goldenen Tafeln, auf denen in perlendem Ägyptisch das Gesetz der allein wahren Religion gestanden habe, wie es Mormon, der geschichtlich allerdings nicht nachzuweisende Prophet und Nachfolger Christi, eigenhändig aufgezeichnet habe. Leider hätten die Engel die Tafeln nicht herausrücken wollen, und so habe er, Smith, sich den Text abgeschrieben und bringe ihn nunmehr der Menschheit auf dem üblichen Wege durch den Buchhandel zur Kenntnis.

So wurde die Weltliteratur um das „Buch Mormon" bereichert. Smith aber ging hin und gründete eine Religion, eine seltsame Mischung von falsch verstandenem Christentum und merkwürdigen Wahnvorstellungen. Der Amerikaner in religiösen Dingen außerordentlich duldsam, hätte den neuen Messias bei diesem Tun gewiß nicht behelligt, wenn Smith sich nicht eines Lebenswandels befleißigt hätte, der das genaue Gegenteil jeglicher Moral darstellte. Aus Ohio vertrieb man ihn mitsamt seinen siebzehn Frauen, die er sich in genauer Befolgung seiner eigenen Lehre so nach und nach zugelegt hatte. Und in Illinois, wo die rauhen Hinterwäldler noch weniger Verständnis für den seltsamen Heiligen hatten, erschlug man ihn schließlich.

Mit diesem gewaltsamen Ende wäre vermutlich auch die seltsame Sekte dahingegangen, hätte sie nicht in einem gewissen Brigham Young einen neuen Führer und Organisator erhalten. Young führte die Mormonen in den damals wildesten Westen der Union, an den Salzsee. Dort gründeten sie den Staat Utah mit der Hauptstadt Salt Lake City (Salzseestadt) und lebten dort ein paar Jahrzehnte ruhig und in Frieden nach den wirren Lehren John Smiths, der mittlerweile längst als Heiliger und Märtyrer der großen Idee verehrt wurde.

Der von den Mormonen gepflegten Vielweiberei machte, wie bereits erwähnt, schließlich die Bundesregierung in Washington ein Ende, aber im übrigen ließ sie die sonderbaren Heiligen nach ihrer Fasson selig werden. Heilige —, dieses Wort muß man schon anwenden, denn nach ihrer Lehre wird jeder Mensch, der die mormonische Taufe empfängt, damit selber ein Gott oder zumindest doch ein Geist. Im übrigen kämpfen sie gegen Alkohol, Nikotin und „erhitzende Sachen", zu denen sie beispielsweise Kaffee und Tee rechnen.

700 000 sind es schließlich geworden, die auf John Smith und sein Buch schwören; neunzig Prozent davon wohnen am Salzsee. Und dieser Zustand, wie gesagt, soll nunmehr anders werden. Es wäre nun zwar das Nächstliegende gewesen, daß die Mormonen erst einmal ihrer Religion in Amerika selber zum Siege verhelfen würden, aber das trauen sie sich offenbar nicht recht zu. Sie wollen jedenfalls ihr Glück zunächst einmal in Europa versuchen.

Und diesen Versuch, das muß man anerkennen, lassen sie sich eine anständige Stange Geld kosten. In Westend in London wird als erstes ein würdiges Hauptquartier erbaut werden — Kostenpunkt ruhige runde 100 000 Pfund Sterling —, und wenn dieser Palast steht, soll das Signal zum Angriff gegeben werden. Man beabsichtigt, nicht weniger als 2000 bereits ausgebildete Missionare auf alle Länder Europas loszulassen, und erwartet offenbar spätestens zum Herbst 1934 eine reuig zum Mormonentum übergetretene Alte Welt.

Dr. Joseph F. Meirill, der derzeitige oberste Chef der über ganz Europa verstreuten paar tausend Mormonen, dürfte allerdings diese Rechnung wohl ohne den Wirt gemacht haben. Es ist kaum anzunehmen, daß die verantwortungsbewußten europäischen Regierungen sich diesen Spuk gefallen lassen werden. Und außerdem sollte man sich in Amerika — bei aller schuldigen Hochachtung vor amerikanischer Überheblichkeit — langsam daran gewöhnen, daß man in Europa nicht mehr begeistert auf jede noch so ungereimte Sache hineinfällt, bloß weil sie uns aus Amerika angepriesen wird. Auch die Mormonen werden die Erfahrung machen müssen, daß Europa sich wieder auf sich selber besinnt.



Bunte Chronik

Leopardenmenschen.

In Belgisch-Kongo sind die Behörden mit der Aufklärung einer Reihe geheimnisvoller Verbrechen beschäftigt. Es handelt sich insgesamt um 85 Morde, die von Eingeborenen begangen worden sind, welche, mit Leopardenfellen bekleidet, Menschen überfielen und umbrachten.

Das Gericht in Stanley Ville, dem zehn dieser Leopardenmenschen zur Aburteilung übergeben wurden, hat acht von ihnen zum Tode und zwei zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurteilt. Das Gericht beschloß, sich nach Wamba zu begeben, um die völlige Aufklärung der Verbrechen zu versuchen. Es handelt sich um die Taten einer Sekte, die seit Generationen unter den Eingeborenen ihr Unwesen treibt. Es ist die Sekte der sogenannten Anyotos, der Leopardenmenschen, die in den letzten Jahren zahllose Morde begangen haben. Nach dem Morde erfolgt gewöhnlich ein Festmahl, bei dem auch Menschenfleisch verzehrt wird. Die Anhänger dieser Sekte glauben, daß der Genuß von Teilen des Opfers die geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Leopardenmenschen steigert.



Lustige Ecke



Die Auskunft.

„Was? Der Zug ist schon weg? Hat man denn den Fahrplan geändert?"

„Jawohl — jetzt fährt er früher — früher fuhr er später — aber später wird er wieder später fahren."

*

Keß.

Chef: „Und die faule Ausrede soll ich Ihnen glauben? Da müssen Sie sich einen Dümmeren suchen."

Angestellter: „Sie verlangen Unmögliches von mir."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.